[s.n.]

Autor(en): **Barták, Miroslav**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **105 (1979)**

Heft 29

PDF erstellt am: **06.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

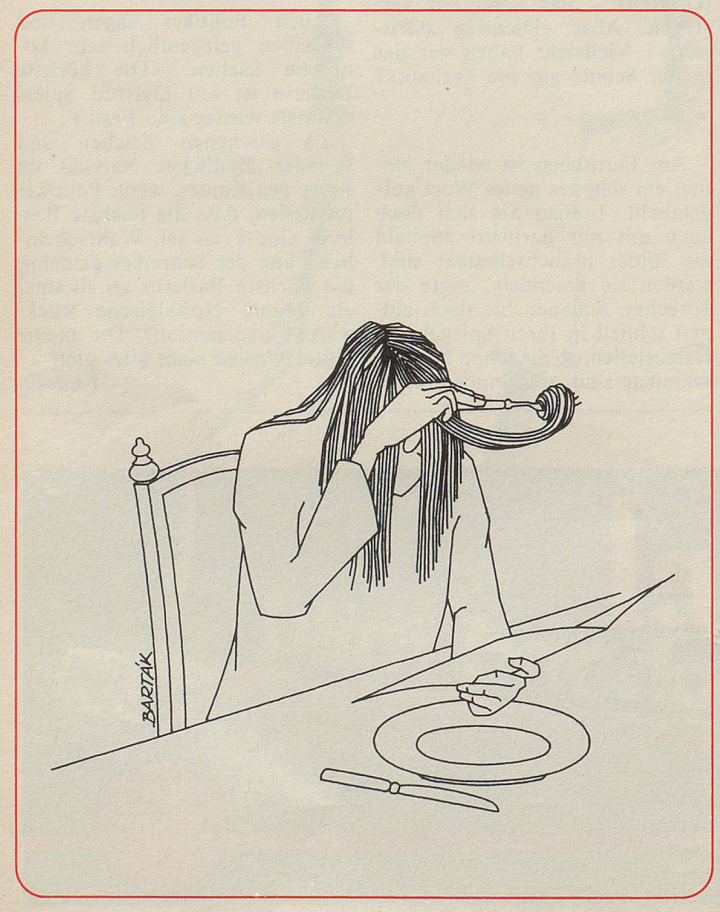
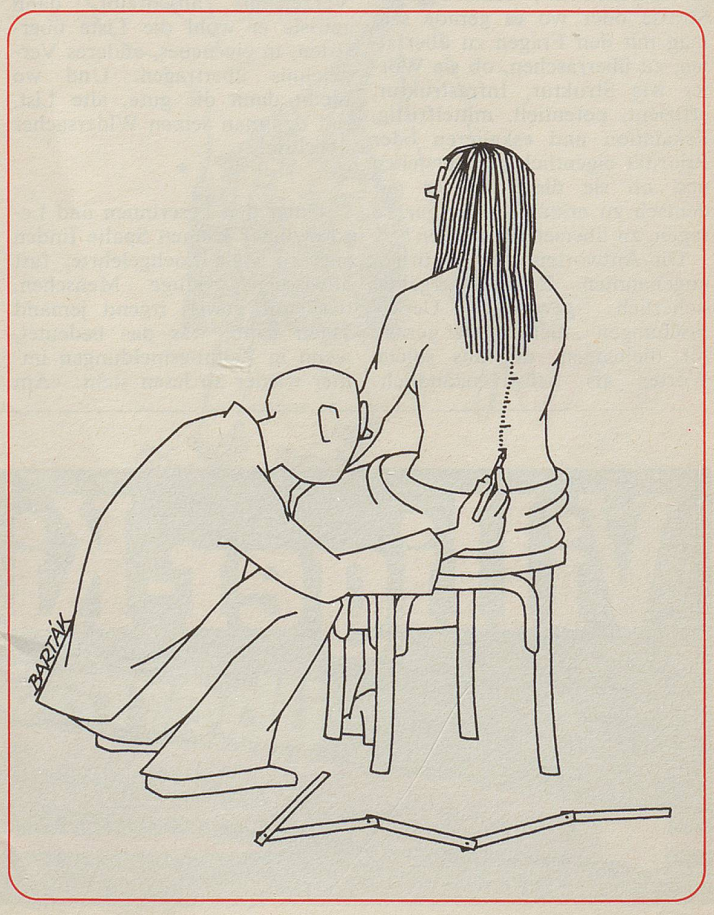
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

PETER HEISCH

Haarsträubendes über die Glatze

Glatzologie ist keine von mir erfundene Haarspalterei, sondern eine ernstzunehmende Wissenschaft. Das hat schliesslich vor kurzem der in Hamburg abgehaltene erste internationale Kongress für Haarforschung bewiesen, an dem Fachleute verschiedener Disziplinen über Ursache und Behebung der Kahlköpfigkeit – auf lateinisch mit der wohlklingenden Bezeichnung Alopecia areata, in Härtefällen allerdings auch Alopecia totalis verbrämt – diskutierten und dabei zur Ueberzeugung gelangten, dass das Dahinschwinden des männlichen Haupthaares als Ausdruck besonderer Virilität und Spannkraft betrachtet werden darf, indem der Ausfall des Haarschmuckes auf eine gesteigerte Hormonaktivität schliessen lässt, was immerhin sehr viel zum Selbstbewusstsein des Glatzenbesitzers beitragen mag. Es klingt vielleicht an den Haaren herbeigezogen, entspricht aber nach Ansicht der auf diesem Gebiete kompetenten Professoren Montagna und Stüttgen durchaus den Tatsachen, wenn ich die apodiktische Formulierung wage: Je höher der Hormonspiegel, desto kahler der Schädel. Wer also eine Glatze trägt, muss sich deshalb noch lange keine grauen Haare wachsen lassen, wie schon der *Kahl*lauer Volksmund rät, sondern darf, im Gegenteil, angesichts dieser Blösse sein Haupt im stolzen Wissen um verborgene Qualitäten leuchten lassen. Oder wie dazu einmal ein Haargeschädigter, sich über die Platte streichend, emphatisch ausrief: «Ist's auch im Gebirge kahl, im Tal herrscht dennoch Grün.»

In der Tat fällt auf, wie viele berühmte Häupter im Verlaufe der Geschichte oben ohne trugen. Angefangen von Karl dem Kahlen, über Julius Cäsar bis hin zu Benito Mussolini und unserem neuzeitlichen Diktator Meister Proper, um nur ein paar besonders hartnäckige Vertreter dieses Typs zu nennen. Selbst Napoleons schütterer Haarwuchs scheint mir nicht über jeden Verdacht erhaben. Und sogar von Casanova munkeln aufgeklärte Historiker, er habe unter seiner Perücke eine Glatze getragen, was bei seinem Hormonspiegel auch wirklich kein Wunder gewesen wäre. Im Bereich der Kultur haben jüngst zwei Prototypen der hormonal bedingten Männlichkeit mit ihren Glatzen einiges Aufsehen erregt und neue ästhetische Akzente gesetzt: Yul Brynner und Telly Savalas alias Mr. Kojak, dem wir immerhin die tiefenpsychologische Erkenntnis verdanken, dass Glatzköpfe offenbar gerne zu einem Lolly als Ersatzbefriedigung für verlegenes Kraulen im Haupthaar greifen.

Ueber die seit dem klassischen Altertum aufgeworfene und ungeklärte Streitfrage, ob die Glatze als solche eine Krankheit darstelle, gerieten sich die Haarforscher an ihrem Hamburger Kongress denn auch gegenseitig zünftig in die Haare. Fest steht jedenfalls, dass mit Substanzen wie Phenolen und Dinitrochlorobenzin (DNCB) verblüffende, wenn auch noch nicht wissenschaftlich erklärbare Erfolge bei der Haarwuchsförderung erzielt worden sind. Versucht werden auch bereits verschiedene Methoden der Haartransplantation, wobei mir nicht ganz klar ist, weshalb sich da der «Patient» nicht gescheiter für die flexiblere Lösung eines Toupets entscheidet. Doch als hormonal extrem unterdotiertes Individuum mit geradezu notorisch dichtem Haarwuchs kann ich in solchen Dingen, die in den geheimsten Winkeln der Persönlichkeit wurzeln, vermutlich überhaupt nicht mitreden. Wenn ich heimlich mitansehe, welche Mühe sich mit beginnender Kahlheit geschlagene Geschlechtsgenossen geben, um den verbliebenen Rest der Haare in kühnen Windungen und Spiralen gleichmässig über den Schädel zu verteilen, überkommt mich jedesmal ein Gefühl der Rührung und des tiefen Mitleids, so dass ich vor Scham über meine vorerst noch volle Haarpracht am liebsten demütig den balbierten Skalp der Hare-Krishna-Sekte annehmen